

Mit der aufgezeigten heilsgeschichtlichen Konzeption der Theologie Hugos ist jedoch seine Bedeutung für die Missionswissenschaft nicht erschöpft. Seine Schriften enthalten zahlreiche Aussagen, die für die Mission von Wichtigkeit sind, z. B. über die Taufe, das Heil ohne Taufe, das Katechumenat, die Kirche ab initio, die Sendung der beiden göttlichen Personen, Gebet und Kontemplation. Neben diesen sachlichen Ausführungen ist nicht zuletzt sehr zu beachten der Modus, in dem Hugo Theologie betreibt. Sehr zutreffend schreibt Wolff: „Wir können bei Hugo niemals von reiner Philosophie und reiner Theologie sprechen, denn alle Gedanken sind in Mystik getaucht. Und wenn wir auch von mystischen Schriften bei ihm in besonderem Sinne reden können, so gehören doch im weiteren Sinne alle Schriften dazu<sup>80</sup>.“ Aber dieser Zug der Theologie Hugos muß gemeinsam betrachtet werden mit jener Verquickung von Heilsgeschichte und Mission, in der der Sinn, die kraftvolle Dynamik und stets moderne und existentielle Wirklichkeit des christlichen Glaubens beschlossen liegt und auch das Bleibende des Theologen und Lehrers Hugo von St. Viktor.

<sup>80</sup> P Wolff a. a. O. 25.

J. VERSCHUEREN MSC / MERAUKE  
50 JAHRE MISSION IN HOLLÄNDISCH-NEUGUINEA

Aus einer Festrede \*

Ein weiser Mann wird ein goldenes Missionsjubiläum an erster Stelle als eine Gelegenheit ansehen, aus der er für die Zukunft Nutzen ziehen kann. Zwar betrachten wir die Missionsgeschichte immer wieder rein menschlich — mit menschlicher Einschätzung und menschlicher Kurzsichtigkeit. Dabei wissen wir nur zu gut, daß Missionierung letztlich Wirksamkeit des großen göttlichen Sämans, Wachstum in Seiner Gnade bedeutet. Seine Arbeitsweise und Seine Absichten sind uns kleinen Menschen verborgen. Er braucht nicht mit menschlichen Arbeitszeiten von 50 Jahren zu rechnen wie wir. Er ist in Seiner Allwissenheit nicht gebunden an die Vorstellung der Zahl, ebensowenig an den Wert des Augenblicks. Er allein kann es sich leisten, mit Völkern statt mit Einzelmenschen zu rechnen, mit Jahrhunderten statt mit Jahren. Für uns Menschen aber bedeuten 50 Jahre ein ansehnliches Stück Geschichte, das wir froh und dankbar über-

\* Die Übertragung aus dem Holländischen verdanken wir P. Wilhelm Kintrop MSC, Merauke.

blicken. Doch dürfen wir dabei nicht stehen bleiben. Ein Missionsjubiläum muß an erster Stelle ein praktischer Anschauungsunterricht für die Zukunft sein. Recht betrachtet ist Missionierung das verantwortlichste und komplizierteste Werk, wozu Gott jemals Menschen berief. Ökonomische oder soziale Maßnahmen können einem primitiven Volke ein völlig verändertes Aussehen geben. Doch lehrt die Erfahrung, daß solche Veränderungen oberflächlich und akzidentell bleiben. Der eigentliche Mensch wird dadurch nicht verändert, es sei denn verbildet und entwurzelt. Da der Primitive an erster Stelle religiös denkt und lebt, wird nichts ein primitives Volk so umformen wie die Veränderung seiner Religion. So gesehen ist der Missionar der größte und eigentliche Neugestalter einer primitiven Kultur, dazu berufen, das wesentliche Element dieser Kultur umzugestalten. Das ist nicht nur für den Eingeborenen von Bedeutung, sondern ebenso für die vielen, die mit dem Missionar zusammen am Akkulturationsprozeß mitwirken. Denn sie können nur insoweit von ihren Mühen Erfolg erwarten, als der Missionar seine Aufgabe richtig erfüllt. Jede primitive Kultur ist ja eine unlösliche Einheit, in die niemand ungestraft etwas Neues einfügen kann, ohne das Ganze im Auge zu behalten. Dieses Ganze ist an erster Stelle eine religiös-magische Einheit. Nur durch eine von Grund auf aufbauende, neue Lebensauffassung kann es möglich sein, eine neue, gesunde und lebensfähige Kultur der alten aufzuopfern. Aus diesen Gründen muß ein Missionsjubiläum mehr als jede andere Gedächtnisfeier die Vergangenheit als eine Lehre für die Zukunft betrachten.

#### *Die erste Missionsperiode: 1905—1922.*

Es war nur eine bescheidene Gruppe, die unter Führung des P. Nollen am 14. 8. 1905 zu Merauke vom Regierungsdampfer „Valk“ an Land ging. Aber es war ja auch nur eine bescheidene und erst vor drei Jahren begonnene Mission, die diese kleine Gruppe von den Kei-Inseln aus hersandte. Das ist ein Umstand, den wir bei der Würdigung der Missionsarbeit auf Holländisch-Neuguinea niemals übersehen dürfen: Sie war — bis zum Jahre 1950 sogar! — keine eigene Mission, sondern nur ein Bestandteil, und bei weitem nicht ein zentraler, der Mission auf den Kei-Inseln. Für die erste Periode der Missionierung an der Südküste war das an sich kein ungünstiger Umstand. Denn gerade die ersten 17 Jahre schienen eine harte und trostlose Zeit zu sein, die, menschlich gesprochen, wenig Aussichten auf Erfolg bot; tatsächlich ist keine einzige eigentliche Bekehrung zu verzeichnen gewesen. Missionsarbeit bedarf eben einer Basis von gutem Willen und Empfänglichkeit, ohne diese ist es unmöglich, erfolgreich zu arbeiten — und diese Basis war aus verschiedenen Gründen in diesen ersten Jahren an der Südküste nicht vorhanden. An Eifer und Lust zu arbeiten hat es den Missionaren gerade dieser Periode niemals gefehlt. Gleich nach der Ankunft wurde ernstlich damit begonnen, dieses so merkwürdige Volk und seine schrecklich komplizierte Sprache zu studieren. Tagaus tagein wurden die Dörfer besucht, zunächst jene in der Nähe des eben erst gegründeten Merauke, später auch die entlegeneren. In dieser Methode der Dorfbesuche, bei der man sich im Anfang darauf beschränkte, die Kranken zu betreuen und die Jugend anzuziehen, lag unzweifelhaft der Weg zum Herzen dieses Volkes. Dabei wurde das Tun und Lassen der Leute beobachtet, notiert und verglichen. Das beweisen

nicht allein verschiedene gediegene Veröffentlichungen, sondern vor allem ganze Stapel sog. Kontaktblätter, die die Missionare untereinander austauschten und die heute noch vorliegen. Alle Probleme dieses Volkes waren für sie von größtem, unmittelbarem Interesse.

Wie überall bei primitiven Kulturen sprachen die materiellen Neuerungen am stärksten an. Durch den relativen Reichtum an Kokosbeständen waren die Marind der Küste entlang in der Lage, sich diese materiellen Vorteile mit Leichtigkeit von Anfang an anzueignen. Leider wurde dieser Reichtum die Veranlassung zu einer wachsenden Faulheit und Untätigkeit. Das stellten schon bald nicht nur die Missionare fest; selbst ein alter Marind aus Kondo gestand 1913 P. Vertenten: „Die Fremden kamen, und wir hatten nicht mehr nötig, zu graben und den Sago zu bearbeiten. Wir brauchten selbst nicht mehr in unsere Kokospalmen zu klettern, nun, da die Fremden unsere Kokosnüsse nötig haben.“ Eine viel gefährlichere Nachwirkung der Fremden war das Auftauchen einer venerischen Krankheit, des venerischen Granuloms. Wohl das größte Unglück, das die Bevölkerung von Süd-Neuguinea in den ersten Jahren der Akkulturation zu überstehen hatte! Aus den Berichten jener Tage zeigte sich, daß gegen Ende des Jahres 1907 diese Krankheit im östlichen Teil stark um sich zu greifen begann. Durch die bestehenden Volksbräuche wurde die Ausbreitung der Krankheit noch gefördert. Wir brauchen die Leute nicht für Kinder anzusehen, die die Ursächlichkeit zwischen ihren sexuellen Bräuchen und dem Fortschreiten der Krankheit nicht begriffen hätten. Wir dürfen sie im Hinblick auf ihre Stammes-sitten aber ebensowenig für eine Sippschaft völlig verderbter Menschen halten, die ihrer sexuellen Lust kein Maß und Ziel zu setzen gewußt hätten. Der eigentliche Grund für die schnelle Verbreitung der Seuche lag in den Tiefen der einheimischen Kultur, die gerade die Sexualität zur Religion erhoben hatte. Die erste und heftigste Reaktion auf das Fortschreiten der Krankheit war deshalb eine religiöse: Die Demas, diese wunderlichen, mit vielerlei übernatürlichen Gaben ausgestatteten Vorfahren und Stammväter der Marind, waren verstimmt wegen des Eindringens der Fremden und besonders wegen der Abholzung des bekannten Dema-Hains Brawa hinter Merauke. Selbstverständlich war die Versöhnung der Demas das erste, was zu geschehen hatte. Doch dies konnte nur ermöglicht werden durch eine Steigerung der sexuellen Feste. Bei ihrer täglichen Arbeit bemerkten die Missionare schon bald das Umsichgreifen der „dreckigen Wunden“, wie man sie nannte, solange man noch nicht über die venerische Beschaffenheit dieser Krankheit im Klaren war. Da die Wunden, gelegentlich eines Dorfbesuches verbunden, nicht heilen wollten, ging man schon 1909 dazu über, einen Schuppen zu bauen, wo die bedenklichsten Kranken aufgenommen wurden.

Das berüchtigte venerische Granulom sollte an der ganzen Südküste das große Problem werden. Schon 1912 schrieb der damalige Präfekt deswegen einen Brief nach Batavia. Darin forderte er u. a., daß man gegen die sittenlosen Bräuche der Marind einschreite, da sie den ganzen Stamm in Gefahr brächten. Als keine Antwort kam, suchten die Missionare allein einen Ausweg. 1913 wurden ihre Vorschläge für eine Art von „Reservationen“ durch die Errichtung von zwei Modell-Dörfern verwirklicht, die zumeist von ehemaligen Schülern des 1908 errichteten Internats bezogen wurden. Diese kleinen Dörfer waren als ein erster Beginn der sozialen Erneuerung gedacht. Bis zur aktiven Regierungseinmischung 1922 führten sie jedoch nur ein kümmerliches Dasein; sie sind

denn auch für die Hemmung des Bevölkerungsrückganges von keinerlei Bedeutung gewesen. Doch bleiben sie ruhmvolle Zeugen einer ernsten Arbeit und gründlicher Sachkenntnis. Schließlich waren sie der Anlaß zu positiven Maßnahmen seitens der Regierung.

Die Eingeborenen sahen in diesen Maßnahmen einen Angriff auf ihre religiösen Überzeugungen und reagierten dementsprechend. Als 1913 auf Drängen der Mission die Kopfjagden durch die Regierung verboten wurden, war das gleichfalls ein Schlag gegen die alten religiösen Bräuche. Doch wurde das damals nicht so übel aufgenommen wie diesmal. Es scheint, daß man diesmal nicht das Fortbestehen des Stammes als Begründung genügend in den Vordergrund gestellt hat. Deshalb halten viele heute noch an den alten Geheimriten fest, von denen der Imo der geheimnisvollste und gefährlichste ist. Und doch können die auf Drängen der Mission ergriffenen Maßnahmen der Regierung nur als notwendige Sicherung für das Fortbestehen des Volkes aufgefaßt werden. Ohne jene beiden Eingriffe gäbe es keine Einwohner des Binnenlandes und keine Marind mehr. Durch sie wurde keineswegs eine Kultur zerstört, sondern allenfalls die unerläßliche Grundlage geschaffen, auf der die katholische Mission mit einer positiven Beeinflussung dieser primitiven Kultur überhaupt erst beginnen konnte. Bevor diese Maßnahmen getroffen worden waren, war eine Missionierung schlechterdings unmöglich. Hauptsächlich deswegen mußten wir diese ersten Jahre als hoffnungslose Periode bezeichnen. Denn wenn wir den Befund dieser Zeit überblicken, sind wir schnell genug damit fertig: Keine einzige Bekehrung, keinerlei Veränderung im religiösen Denken der Menschen!

Trotzdem können wir dieser Periode Größe und überragende Bedeutung nicht absprechen: Nicht um dessentwillen, was sie erreichte, sondern, um dessentwillen, was sie vorbereitete, nicht um dessentwillen, was sie vollbrachte, sondern im Hinblick darauf, was sie vorausschaute. Am heutigen Tage dürfen wir froh und dankbar all der hochherzigen und tapferen Männer der ersten Periode gedenken. Sie haben siebzehn lange und trostlose Jahre hindurch ausgehalten, nicht um die eigentliche Arbeit zu leisten, sondern um sie erst möglich zu machen. Sie sind Prachtmenschen geworden; denn durch Leiden und Schwierigkeiten formt Gottes mächtige Schöpferhand die besten Menschen.

P. Neyens, dieser herkulisch gebaute Kraftmensch, mit einer Stimme wie eine bronzene Glocke und einem Bart wie eine Fahne; ein Mann mit dem Verstand und der Einsicht eines Gelehrten und dem Herzen eines Heiligen. P. Van der Kooij, dieser ruhige und milde Mann mit lichtblauen Augen und einem arglosen Herzen; ein Mann, der in heiterer Ausdauer niemals locker ließ, ohne je den Gedanken in sich aufkommen zu lassen, irgend etwas aufzugeben. Im Gegensatz zu ihm der tüchtige, schnell denkende und rasch reagierende, der unruhig unternehmende und derb realistische P. Van der Kolk, der mit seinem Hang nach Aktivität das Schwerste durchzustehen hatte. In diesem farbigen Muster dann der Silberfaden, der alles beherrscht und deutlich macht: die Gestalt des Lebenskünstlers P. Vertenten. Dieser biedere Flame mit dem goldenen Herzen und unablässigen Gottvertrauen; der unverbesserliche Optimist nicht aus Leichtsinne, sondern aus dem glücklichen Zusammentreffen eines sonnigen Humors mit einer unerschütterlichen Glaubensüberzeugung. Sein Optimismus hielt einfach allem stand: dem schwierigen Land mit seinen unmöglichen Menschen, der Regierung und — seinen eigenen Konfratres! Ein Mann, der unbekümmert um alles arbeitete, der selbst nach schweren Schlägen

auf einen kommenden, sonnebringenden Morgen vertraute. Und er behielt recht! Nach der sog. Palastkonferenz von Batavia im Jahre 1917, an der Vertenten teilnahm, begann die Regierung energisch und tatkräftig mit dem Rettungswerk der Marind.

#### *Die zweite Missionsperiode: von 1922—1950.*

Wie sonderbar ist doch des Menschen Herz! Siebzehn lange und bange Jahre ohne jeglichen Erfolg sind wie ein Nachtmahr. Aber wie schnell werden sie, scheint's, selbst von denen vergessen, die sie mitmachten! Wenn wir die pathetischen Worte lesen, womit Vertenten 1922 erzählte, wie durch das intensive Eingreifen der Regierung sich plötzlich der Gesamtzustand der Südküste veränderte, als alle Dörfer Modelldörfer mit staatlich subsidierten Schulen wurden; wenn wir dem jubelnden Ton lauschen, womit er das erste Tauffest der Marind am 17. 4. 1922 besang, dann sollte man meinen, die großen Schwierigkeiten der Missionare seien recht gering belohnt worden. 29 Täuflinge sind doch schließlich nur ein magerer Trost nach siebzehn Jahren harter Arbeit!

Doch wir müssen das aus der Sicht der Missionare betrachten. Es konnte unmöglich wegen dieser Handvoll Täuflinge sein, daß die Missionare dieser ersten Periode so glücklich waren. Denn diese mit größter Sorgfalt ausgesuchten Einzelgänger bedeuteten für die eigentliche Missionierung der Marind nichts. Damit mußte noch von Anfang an begonnen werden. Leider ist gerade diese harte Wahrheit in den folgenden Jahren nicht immer völlig verstanden worden. Vertenten und seine Gefährten hatten wie niemand anders die Marind kennengelernt; aber sie hatten auch zu verstehen gelernt, daß das Werk unter den Marind noch erst beginnen mußte. Was sie so glücklich machte, war einzig der Umstand, daß nun endlich die Möglichkeit eines Anfangs gegeben war; daß nun erst durch die in den schweren Jahren gewonnenen Kenntnisse über Sitte und Sprache die anzuwendende Arbeitsmethode klar geworden war — mochte auch der eigentliche Akkulturationsprozeß, die Umformung der Marind, ihrer Vorstellungen und ihrer Lebensauffassung noch erst von vorn beginnen. Durch die Einmischung der Regierung, die — so gut und ehrlich sie auch gemeint war — doch nie eine Geistesumkehr bewirken konnte, war der äußere Zustand sehr vorteilhaft verändert worden. Aber die alte Lebensauffassung blieb dabei bestehen, ja sie wurde sogar noch gefährlicher, da gerade durch dieses Eingreifen der Regierung alles Althergebrachte in eine Untergrundbewegung wegtauchte und dort gefährlicher — weil unkontrollierbar — weiterlebte. Das erforderte von den Missionaren ein intensives Interesse und eine intime Sachkenntnis. Gerade in dem nun völlig abgeschirmten Triebleben wucherte die echte Marind-Mentalität weiter. Und diese intime Kenntnis, dieses intensive Interesse ging in der zweiten Missionsperiode fast notwendig verloren!

Nach 1922 veränderte sich die Missionsmethode an der Südküste ganz und gar. Der vornehmlichste Grund dafür war gerade die in der ersten Periode gemachte Erfahrung. Ungeachtet des äußerst engen Kontakts, worin die Missionare mit ihren Leuten gestanden hatten, war der Erfolg übermäßig mager gewesen. Darum war in den ersten Jahren schon das starke Verlangen nach systematischer Erziehung aufgekomen. In der Schule kam diese nun zu ihrem Recht. Da auch die Regierung ihre Hilfe bot, beanspruchte gerade die Schule als die beste Zukunftsmöglichkeit das größte Interesse. Das war vollkommen richtig. Aber doch nicht in dem Sinne, in dem es vielfach verstanden wurde, nämlich daß die

Schule die einzige Zukunftsmöglichkeit sei. Das Sprichwort: „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft“ wird fatal, wenn man es exklusiv anwendet. Mochte die Schule für die Erziehung des Volkes höchst notwendig und nützlich sein — die alte Methode der ersten Periode, die intensive und ununterbrochene Fühlungnahme mit der älteren Generation, wäre jetzt noch notwendiger gewesen denn zuvor.

Daß in jenen Jahren aus dieser Fühlungnahme nichts Rechtes wurde, hat seine Ursache in einem anderen, neuen Faktor, der die zweite Missionsperiode an der Südküste charakterisiert. Bereits im Beginn der zwanziger Jahre wird, auch wieder infolge des Eingreifens der Regierung, dem bisher ortsfesten Zustand der Missionare ein Ende bereitet. Zwar bleibt auch in den kommenden Jahren Neuguinea nur eine Unterabteilung des Vikariats der Kei-Inseln; aber es kommen doch einige junge Arbeiter hinzu, unter ihnen der nie genug zu würdigende Organisator und Propagator P. N. Verhoeven. Endlich wird das Missionsfeld nun auch ins Binnenland vorgeschoben. Damit kommt Tempo und eine ganz neue Perspektive in das Werk an der Südküste. Die herbe Periode mit dem Auf-die-Zähne-beißen und Den-Mut-nicht-sinken-lassen ist nunmehr vorbei. Nun kommt die Zeit der Erschließung neuer Gebiete, die Zeit der unwiderrufflichen Hingabe seiner selbst an das Abenteuer um Gottes und der Seelen willen. Es wird nicht mehr danach gefragt, ob man seine Leute intim kenne und verstehe, ob man sie mit Medizin, Zuckerplätzchen, Javatabak und vor allem mit einer außergewöhnlichen Dosis Geduld und Teilnahme bearbeite. Die Missionare der zweiten Periode sind die Waldläufer und Einbaum-Hocker für den Herrn, die Kerle mit einem unbegreiflichen Ausdauervermögen in Busch und Morast, die Männer von Digul und Fly-River. Verhoeven, Drager, Tillemans, Hochoer, Thieman, Meuwese nehmen um Gottes willen ein Waldläufereben auf sich und, was sie infolge ihrer kleinen Zahl nicht erreichen können, versuchen sie durch außergewöhnliche Leistungen zu ersetzen.

Überall folgen ihnen die Schulen auf dem Fuße, die Schulen mit ihren Lehrern, denen man soviel örtliche Arbeit anvertrauen kann, die früher der Missionar allein verrichten mußte. Welch eine gewaltige Hilfe diese Armee der Laien-Missionare für die katholische Mission der Südküste gewesen ist, kann man schwerlich übertreiben. Es muß einmal mit aller Bestimmtheit gesagt werden, daß vor allem unsere ersten Lehrer eine unentbehrliche Stütze für die mit Arbeit überlasteten Missionare gewesen sind. Einsam in den Sumpfgebieten der Frederik-Hendrik-Insel oder in den Urwäldern von Ober-Muju, inmitten eines Volkes, das sie nicht verstand oder verstehen wollte, haben diese Männer als echte Laienapostel die größten Opfer gebracht, ohne je davon zu sprechen. Viele von ihnen liegen in diesem Lande begraben, das sie um der guten Sache willen ihrer Heimat vorgezogen haben. Viele verloren hier das Teuerste, was ein Mensch auf Erden besitzt, ihre Frau und ihre Kinder. Männer wie Fofid, Tuju, Ulukjanan, Silubun, Rehangmetan. Sie sollen nie vergessen sein wegen all dessen, was sie für Gott und für die Bildung dieses Landes und seiner Menschen geleistet haben. — So wuchs das Werk, und die Statistiken gingen sprunghaft in die Höhe.

Wenn wir die Wesensart der beiden Missionsperioden miteinander vergleichen, wird die Unvollkommenheit der Missionsmethode der zweiten Periode offenbar. Durch die starke Ausbreitung der Mission und den Mangel an genügenden Kräften wurde je länger je weniger an der älteren Generation gearbeitet. Aber

gerade diese ältere Generation hält die Ideologie der Vergangenheit lebendig. Freilich tun wir alles, um der Jugend einen guten Unterricht zu geben und ihr eine christliche Lebensauffassung zu vermitteln. Aber die Schulzeit dauert nicht lange, und wenn die Schüler sich in ihre Gemeinschaft zurückgeben, kommen sie augenblicklich wieder unter den Einfluß der alten, ihnen immer noch nahestehenden Ideologie. Es kann somit für die jüngere Generation höchstens etwas wie eine Art Eklektizismus entstehen, wobei sich unter Umständen die alte Überzeugung durchsetzt, um so mehr, wenn die alte Auffassung sich in energischer Abwehr in das Kleid geheimnisvoller Zauberei kleidet.

Für die Missionare bedeutete das ein unlösliches Problem. Die Gebiete wurden zu groß — ein enger, persönlicher Kontakt mit den Leuten wurde unmöglich. Das Bemühen um den Kontakt blieb also den Lehrern überlassen, die jedoch durch die unerläßliche Einstellung auf die Schule und teils auch durch ihre höhere Ausbildung den Schwierigkeiten der älteren Generation nicht mehr genügend Verständnis entgegenbrachten. Der Missionar, der vielleicht nur alle zwei Monate in Gewalt- und Eilmärschen sein Gebiet bereisen konnte, wurde so seinen Leuten unweigerlich fremd. Ihr tiefstes Wesen, ihr Denken und Fühlen blieben ihm verborgen.

Wer in dieser zweiten Missionsperiode konnte z. B. über Art und Bräuche auf der Frederik-Hendrik-Insel das erzählen, was die Männer der ersten Periode von den Marind zu berichten wußten? Wer kannte noch die genaue Struktur der Diguler und Aujus, der Jakai und Asmat? Der Missionierungsprozeß wurde ungestüm und beschleunigt; es hatte niemand mehr Zeit, Sprache und Brauchtum gründlich zu studieren und sich anzueignen. Das war leider so, und wir werden immer wieder die gleiche Erfahrung machen: Selbst die beste Schule kann kein neues Leben schenken. Letzten Endes gilt immer wieder: Eine alte, gerade unter den Alten lebende heidnische Ideologie kann nur verchristlicht werden durch eine mühsame und langsame *U m f o r m u n g*.

#### *Die dritte Missionsperiode: ab 1950.*

Es war darum ein Segen, als Süd-Neuguinea 1950 endlich ein eigenes Apostolisches Vikariat wurde. Jetzt rückten nicht nur die großen Interessen dieser Mission in den Vordergrund. Jetzt konnte auch für den in der zweiten Missionsperiode hoffnungslos niedrigen Personalbestand genügend Verstärkung herangeschafft werden. Jeder, der weiß, daß wir 1947 noch mit nur 11 Patres auf Süd-Neuguinea arbeiteten, jetzt aber mit 30, wird die Bedeutung dieses Selbständigwerdens begreifen.

Dazu kommt, daß ein eigener Hirt schärfer die Nöte seiner Herde sieht. Es ist bezeichnend, daß Mgr. Tillemans bereits 1950 einem seiner Missionare den Auftrag gab, eine besonders intensive Untersuchung über die Marind, die ältesten unserer Sorgenkinder, anzustellen. Auf Grund dieser Untersuchung soll ein Plan ausgearbeitet werden für eine möglichst vollkommene Arbeitsmethode unter diesem Volke. Es wurde sodann ein Missionar-Ethnologe eigens von Holland herbeigeholt, um das notwendigste Element in der Missionierung, die Kenntnis der primitiven Kultur in ihrer Verästelung bei den verschiedenen Stämmen, aufzuspüren. Unser Missionslinguist P. Drabbe bekam freie Hand, um mit seinen seit Jahren betriebenen Sprachstudien den Missionaren beratend zur Seite zu stehen.

Zu eben dieser Zeit ist auch die besondere Lage, in der Neuguinea sich politisch befindet, von größter Bedeutung geworden. Das Interesse für die Probleme des Landes und seiner Bewohner ist mächtig gewachsen. Überall zeigen sich neue Möglichkeiten für Fortschritt und Entwicklung. Das Werk wird intensiver, gediegener und zum Glück auch mehr und mehr zusammenhängender. Das erfordert von der Mission jedoch wieder neue, spezialisierte Kräfte, und die ehrwürdigen Brüder von Voorhout suchen zusammen mit den von allen Seiten herangezogenen Lehrkräften diesen neuen Forderungen so gut wie möglich gerecht zu werden.

Die dritte Missionsperiode begann erst vor wenigen Jahren. Aber es ist heute schon deutlich, daß sich das Werk nicht nur ausbreitet und wächst, sondern daß es sich nach der bedauerlichen und allzu großen Personalknappheit der vorigen Periode auch vertieft.

\*

Wir haben bei dieser summarischen Rückblende auf die Vergangenheit aufzuzeigen versucht, daß es niemals an den Männern, die die Arbeit leisteten, gelegen hat. Menschenwerk hat nun einmal seine Grenzen. Die extensive Missionsmethode steht notwendigerweise der intensiven immer im Wege. Das ist die Lehre, die uns aus der Vergangenheit am deutlichsten erteilt wird, woraus die dritte Missionsperiode ihren Vorteil zu ziehen wissen wird.

Außerdem sind aber noch einige andere Dinge klar geworden. Vor allem dies: Daß die Umformung eines primitiven Volkes auf der Basis rein materieller und sozialer Beeinflussung eine reine Unmöglichkeit ist. Die Marind sind trotz all der materiellen Vorteile, die die Einwanderung der Fremden ihnen brachte, kaum einen Schritt vorwärtsgekommen. Dasselbe gilt von der sozialen Umformung seitens der Regierung, wie die jüngsten Befunde offensichtlich beweisen. Das Vorkommen von „Cargo-madness“-Erscheinungen bei den für ökonomische Entwicklung sehr empfänglichen Muju deuten in die gleiche Richtung.

Wir sind deshalb überzeugt, daß die Akkulturation eines primitiven Volkes nie anders anzustreben ist als auf eine ganzheitliche, allesumfassende Weise, und zwar stets mit dem religiösen Element als Grundlage. Fehlt der Methode dieser Ganzheitsaspekt, so fehlt den verschiedenen beeinflussenden Faktoren die Konkordanz, die Möglichkeit einer Zusammenarbeit, und damit ist für die Mission und für jeden anderen nichts anderes erreicht als hoffnungsloses Chaos und Entwurzelung.

Noch eine Folgerung ist aus der Vergangenheit zu ziehen: Die Umformung eines primitiven Volkes zu einem Kulturvolk ist und kann niemals Sache einer einzigen Generation, Angelegenheit von 50 Jahren sein. Für die Marind ist das aufs entschiedenste deutlich geworden. Die Zukunft wird es aus für andere Gebiete bestätigen. Die Gewinnung der gesamten Jugend, ja, eines ganzen Stammes für das Christentum ist durchaus noch keine Garantie, daß wir gewonnenes Spiel haben. Das Neue wird erst dann lebensfähig sein, wenn ein Volk vollständig, besonders in seinen Ideen, umgeformt wurde zu der neuen Welt- und Lebensauffassung des Christentums, das ihm gebracht wurde. Das kann weder allein durch die Schule, noch allein durch persönlichen Kontakt erreicht werden, sondern einzig, und zwar sehr langsam, durch beide zusammen.

Schließlich wird ein Letztes offenbar: Das Wesen jeder Missionsarbeit. Mission ist Geduldsarbeit, eine Kette von Mißerfolgen und ständigen Schwierigkeiten — Mission ist Teilnahme an Christi Werk, Anteil an Seinem Kreuz. Damit ist

aber auch die Gewißheit gegeben, daß alle Schwierigkeiten und Leiden in ihrem Schoß den Keim für eine fruchtbare Zukunft tragen. Deshalb machen wir Missionare, da wir der 50 Jahre gedenken, seitdem uns diese Mission anvertraut ist, uns die Losung unseres Missionsbischofs zu eigen und beten, die Augen auf die Vergangenheit, die Herzen auf die Zukunft gerichtet: *Adveniat Regnum Tuum!*

## KLEINE BEITRÄGE

RICHARD RECKE, WÜRZBURG

### NEUER KURS DER ÄTHIOPISCHEN STAATSKIRCHE

Das ständige Anwachsen der Missionstätigkeit europäischer und amerikanischer Missionare in Äthiopien, die gesteigerte Aktivität der mohammedanischen Stämme des Landes und nicht zuletzt der Bildungsfortschritt der Äthiopier zwingen die äthiopische Staatskirche, ihre Position zu überprüfen und nach Wegen zu suchen, um dieser vielfältigen Bedrängung zu entgehen. Darüber hinaus erwächst der äthiopischen Kirche eine weitere Gefahr im Kommunismus, der gerade in Ostafrika ein Sprungbrett für den schwarzen Erdteil sucht.

Wenden wir uns zunächst den kommunistischen Bestrebungen in Äthiopien zu. Die krassen Klassenunterschiede zwischen der amharischen Herrschicht des Landes und den unterdrückten mohammedanischen Stämmen bieten der kommunistischen Agitation eine hervorragende Basis. Als Haile Selassie aus dem Exil in sein Land heimkehrte, ließ sich bald darauf eine sowjetische Gesandtschaft in Addis Abeba nieder. Obwohl zu diesem Zeitpunkt nur zwölf russische Bürger in Äthiopien lebten, schickte die Sowjet-Union Gesandtschaftspersonal in einer Stärke von 36 Mann. Bald darauf schenkte Stalin dem Negus ein Krankenhaus. Ärzte und Pflegepersonal wurden aus der Sowjet-Union nach Addis Abeba entsandt, und für geeignetes Propaganda-Material in amharischer Sprache wurde gesorgt. Die Behandlung in diesem Dejaz-Balcha-Hospital, das an einer der schönsten Straßen der Landeshauptstadt liegt, ist kostenlos. Eine Seltenheit in Äthiopien!

An der „Piazza“, dem Zentrum von Addis Abeba, befindet sich ein sowjetisches Informationsamt, in dem jeder Äthiopier Russisch lernen kann. Außerdem findet man dort ein Kino, eine ausgezeichnete Bibliothek und eine Dauerausstellung über die Sowjet-Union. Alle Veranstaltungen können kostenlos besucht werden. Die bildungshungrige äthiopische Jugend bekommt dort Anregungen, die keineswegs mit der traditionellen Gläubigkeit des koptischen Volkes in Einklang zu bringen sind. Die äthiopische Priesterschaft, die auch heute nur in klerikalen Kreisen ihre Bildung genießt, kann bei vielen Auffassungen einfach nicht mehr „mithalten“, ist doch in weiten Kreisen des äthiopischen Klerus noch ein fast antikes Weltbild vorhanden, glaubt man doch, die Erde sei flach wie eine Scheibe, über die sich der Himmel wölbe. Ich erlebte, wie diese Auffassung bei jungen Offizieren der äthiopischen Luftwaffe große Heiterkeit erregte. An zwei Tagen jeder Woche erhalten sie ja eine Stunde „religiöse Unterweisung“.